



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Möge der neue Rath in diesem Punkte nicht die bequeme Nachgiebigkeit seines Vorgängers gegenüber den Collegen aus dem Finanzamte sich zum Vorbilde nehmen.

Und vor allen Dingen, möge er mit eigenen Augen sich Personen und Verhältnisse ansehen. Das akademische Cliquenwesen ist und bleibt doch der gefährlichste Feind der Universitäten. Verstehet er es, von allen Einflüsterungen und Einflüssen dieser Art sich unversehrt zu erhalten, — wir wüßten kaum welches Lob dann für ihn stark genug sein könnte! Dem offenen Werben der Clique erliegt der Charaktervolle Mann seltener, aber ihren feingewebten Netzen und Fallstricken zu entgehen, ist ein fast übermenschliches Werk, eine Leistung die nichtsdestoweniger vom Inhaber dieses Amtes gefordert werden muß. Daß das Walten einer unfehlbaren Clique zum Niedergange einzelner Universitäten beiträgt, auch davon sieht der Kundige heutzutage mehrfache Beweise vor sich. Möge es in Preußen der „neuen Aera“ der Universitätsverwaltung gelingen, ihre Hand sich rein zu bewahren von diesen Dingen! Nicht der Nutzen einzelner Persönlichkeiten, sondern die Pflege der Hochschulen als solcher sei ihre Lösung!

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 11. Januar 1874.

Die Wahlschlacht ist geschlagen, aber im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, fehlt noch die Kunde, wer den Sieg errang. Die Hauptstadt ist natürlich auch diesmal die Domäne der Fortschrittspartei geblieben. Natürlich — denn nirgend sonst macht sich der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten fühlbarer, als in den großen Residenzen, und reizt die Massen leicht zur Opposition. Nirgend sonst ist auch das Gefühl politischer Unfehlbarkeit weiter verbreitet, als in der anspruchsvollen Halbbildung der großen Mehrheit einer weltstädtischen Bevölkerung. Und welche Partei versteht, sich diesen Vorbedingungen besser zu accommodiren, als die Fortschrittspartei? Wie fest sie von der Unfehlbarkeit ihres Standpunkts überzeugt ist, ja wie sie ihn selbst als den einzig moralischen auffaßt, davon hat sie gerade in der eben abgeschlossenen Wahlcampagne den deutlichsten Beweis geliefert. So hatte im ersten Berliner Wahlbezirk der bisherige Vertreter, ein Fortschrittsmann, aus Gesundheits- und Geschäftsrücksichten die Wiederwahl abgelehnt. Eine aus Nationalliberalen und Anhängern der Fortschrittspartei gemischte Versammlung stellte die Candidatur Simson's auf. Aber die Rechnung war ohne die privilegirten Hüter des Heiligthums der Fortschrittspartei gemacht. Als ob der hauptstädtischen Wählerschaft die denkbar größte Schmach angesonnen würde, so rasten sie gegen den allverehrten Präsidenten

des Reichstags, und wer weiß, was wir noch erlebt hätten, wenn nicht Simson selbst sofort eine Berliner Candidatur entschieden abgelehnt hätte. Um so widerlicher war das tolle Gebahren, als die Anhänger der nationalliberalen Partei in Berlin die fortschrittlichen Candidaten bisher stets unterstützt haben. Es ist heute nicht abzusehen, unter welchen Parteiformationen sich die nächste Reichstagswahl im Jahre 1877 vollziehen wird, darüber aber sollte unter den gemäßigt liberalen Männern Berlins kein Zweifel mehr sein, daß es in Zukunft ihre Pflicht ist, der die Hauptstadt terrorisirenden Clique Männer ihrer eigenen Wahl entgegenzustellen. Nur so wird auf eine stärkere Wahlbetheiligung, als die diesmalige, und damit die dringend notwendige Bürgerschaft gegen das Ueberwuchern der Socialdemokratie gewonnen werden. Die sehr bedeutende Stimmenzahl, welche im sechsten Wahlbezirk Hasenclever gegenüber Schulze-Delitzsch davongetragen, ist in Bezug auf letztern Punkt eine ernste Warnung.

Unter dem Geräusch der Reichstagswahlbewegung sind die am vergangenen Sonntag in den östlichen Provinzen Preußens vollzogenen Wahlen zu den kirchlichen Gemeinderäthen und Gemeindevertretungen weniger, als sie verdienen, beachtet worden. Ist gleich ein Ueberblick über das Gesamtergebnis noch nicht möglich, so steht doch bereits fest, daß das Mühler'sche Kirchenregiment eine unverkennbare Verurtheilung erfahren hat. Hoffen wir nur, daß mit dieser ersten Wiederbelebung des kirchlichen Gemeindelebens der Ausgangspunkt zu jener im Interesse der Sittlichkeit unseres Volkslebens so dringend wünschenswerthen Versöhnung zwischen Religion und moderner Civilisation gewonnen sei! Ein Haupthebel zu einer erspriesslichen Lösung der socialen Frage wird immer entbehrt werden müssen, so lange diese Versöhnung nicht gelungen ist. Freilich soll damit nicht das Verdienst der anderen nach diesem Ziele gerichteten Bestrebungen verkleinert werden. Wie oft auch die Gegner die Verläumdung wiederholen, daß man das „darbende Proletariat“ mit elenden Palliativen zu täuschen suche, die wahren Freunde des Volks werden ihre Thätigkeit darum nicht erlahmen lassen. Man betrachte die zahlreichen Berliner Vereine zur Unterstützung der ärmeren Klassen: die wachsenden Beschimpfungen von socialdemokratischer Seite sind ihnen nur ein Sporn gewesen in ihrem gemeinnützigen Werke. Und wie viel bittere Noth durch diese Vereine abgewehrt wird, das wird durch ihre periodischen statistischen Veröffentlichungen auch dem Verstocktesten klar. Durch das Zusammenwirken besonderer Umstände haben die Anforderungen an die Mildthätigkeit in diesem Winter eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Die weitverbreitete Geschäftslosigkeit hat gerade hier in Berlin die Zahl der Arbeitssuchenden, also auch der Arbeitslosen außerordentlich gesteigert. Der Asylverein für männliche Obdachlose vermag des Andrangs kaum Herr zu werden.

Allein trotz der aufs Aeußerste gestiegenen Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit ermüdet dieser Verein nicht, sein Institut immer mehr zu vervollkommen. So hat er jüngst an die Verleger die Bitte gerichtet, das *Wsl* mit guten Schriften zu versorgen.

Zu den bestehenden Vereinen ist neuerdings ein solcher für Volksbäder getreten. Er hat das Verdienst, eins der unerläßlichsten Mittel der Volksgesundheitspflege auch dem Gebrauch des Unbemittelten zugänglich gemacht zu haben. Mit rühmenswerther Unermüdblichkeit fährt der Letteverein fort, das beschränkte Arbeitsfeld des weiblichen Geschlechts zu erweitern. Er hat vor Kurzem eine eigene typographische Anstalt errichtet, in welcher Mädchen zu Setzerinnen ausgebildet werden. Damit ist zugleich ein Mittel gewonnen, die Gefahr der Setzerstricks, wenn die Herren „von der Kunst“ jemals wieder Gefallen an denselben finden sollten, bedeutend abzuschwächen.

Auch für die geistige Nahrung der Massen wird mehr und mehr Sorge getragen. Öffentlicher Vorträge giebt es die Hülle und Fülle; ob sie immer im richtigen Geiste gehalten sind, ist freilich eine andere Frage. Das Interesse an der religiösen Bewegung der Zeit sucht der „Unionsverein“ in einem Cyklus von Vorträgen zu beleben. Auf die Elite des Publikums sind die gestern in der Singakademie begonnenen Vorlesungen der wissenschaftlichen Gesellschaft, denen auch der Hof anzuwohnen pflegt, berechnet. Obendrein wird in der Kürze Herr Ludwig Büchner, der Mann von „Kraft und Stoff“, erscheinen, um uns zum alleinseligmachenden Materialismus zu bekehren. Man sieht, die Hauptstadt wird schwerlich an geistiger Atrophie sterben. Leider haftet nur an ihrem Geistesleben noch immer der böse Makel des Verfalls der Universität. Denn wenn sich auch die anfänglich gehegte Befürchtung, daß die Frequenz im laufenden Semester noch unter die des letzten Sommers hinabsinken werde, nicht erwahrt hat, so ist doch die geringe Zunahme gegenüber Leipzigs kolossaler Ziffer durchaus kein Trost. Die Unterlassungssünden der Mühler'schen Verwaltung rächen sich am schwersten, nachdem der Schuldige längst sein *otium cum dignitate* führt. Zum gegenwärtigen Kultusminister aber wird man die Zuversicht hegen dürfen, daß keine Anstrengung gescheut wird, in der Entwicklung der Anstalt, welche sich noch vor kaum einem Jahrzehnt stolz die erste Hochschule Deutschlands nennen durfte, das Versäumte endlich wieder gut zu machen. Möchte der Höhepunkt der Calamität, der Verlust Mommsen's, auch deren Ende bedeuten!

In der Pflege der Künste in Berlin ist in den letzten Jahren der Löwenanteil unstreitig der Musik zugefallen. Von altbekanntem Ruf sind die Leistungen des königl. Domchors; auch der Stern'sche Gesangverein behauptet sich auf der geachteten Stufe, welche er seit langen Jahren einnimmt. Die Symphonieconcerte der königl. Kapelle geben den weltberühmten Aufführungen

des Leipziger Gewandhausorchesters nichts mehr nach; schade nur, daß sich nicht die unvergleichliche Akustik des Gewandhaussaales hierher zaubern läßt! Die von fremden Künstlern auf eigenes Risiko gegebenen Concerte mehren sich von Jahr zu Jahr, leider ohne sich immer auf der Höhe der Kunst zu behaupten. Am reichsten und erfreulichsten aber haben sich jene Unternehmungen entwickelt, welche die Meisterwerke der Tonkunst einem größeren Publikum zugänglich zu machen bestrebt sind. Vor 10 Jahren war es noch der alte Liebig allein, der mit seiner bescheidenen, aber trefflich geschulten Kapelle eine immer wachsende Gemeinde andächtiger Zuhörer in seinen Symphonieconcerten, die damals im Abonnement mit 3 Sgr. honorirt wurden, versammelte. Heute existiren mindestens vier oder fünf derartiger Institute, darunter Kapellen von dem Rufe der Bülse'schen. Ihre Programme gehören, wenn auch nicht ganz, so doch vorwiegend der klassischen Musik, und so ist ihr Einfluß auf die Geschmacksbildung der Mittelklassen nicht hoch genug anzuschlagen.

Ihren naturgemäßen und, setzen wir gleich hinzu, ihren würdigen Mittelpunkt findet die Pflege der Musik in der königl. Oper. Schreiber dieser Zeilen rechnet sich zu Jenen, die über den Verlust der Lucca niemals rechte Trauer haben empfinden können, die ihre Kezerei neuerdings sogar soweit treiben, in diesem Verlust für die echte Kunst einen Gewinn zu erkennen. Gewiß, wir Alle werden die genussreichen Momente in dankbarer Erinnerung bewahren, welche uns die geniale Künstlerin heute als reizend neckische Souhrette, morgen als leidenschaftsflammende Tragödin bereitete. Aber wir gedenken auch der nicht immer ganz kleinen Mängel ihrer gesanglichen Technik und vor Allem jenes rücksichtslosen Hervortretens aus dem Rahmen des Ganzen, welches den Organismus der Darstellung zerriß, die Mitwirkenden, ja die ganze Oper zur bloßen Folie der Primadonna erniedrigte. Sie gab damit allen Andern ein verderbliches Beispiel, und darum hauptsächlich dünkt uns ihr Scheiden ein Gewinn. Heute sind die Spuren dieses Beispiels ziemlich verwischt; auch Held Niemann beugt sich mehr und mehr den Regeln des Kunstwerks. Im Ganzen befriedigen die heutigen Kräfte der Oper die Ansprüche, welche an ein so großartiges Institut gestellt werden müssen. Beh und Niemann suchen als dramatische Sänger ihresgleichen; auch Wachtel ist, wie man hört, auf längere Zeit gewonnen. Nicht ganz so glänzend ist es um den weiblichen Theil des Personals bestellt; doch wird auch Frau Mallinger als Primadonna ihrer Aufgabe in anerkennenswerther Weise gerecht. Solche Kräfte setzen eine Theaterleitung in den Stand, an die gefürchtetsten Schwierigkeiten der großen Oper kühn hinzuzugehen. In der That werden uns die Wagner'schen Opern in einer schwerlich anderswo erreichten Vollendung vorgeführt. Aber wie sehr man auch für das „Musikdrama“ begeistert sein mag, man wird es der Leitung doch Dank wissen müssen, wenn sie ihr Repertoire

klassischer Opern nicht nur nicht vernachlässigt, sondern durch Wiederaufnahme unvergänglicher Schöpfungen unserer alten Meister noch bereichert. So wurde uns gestern Abend neu einstudirt Gluck's „Iphigene in Tauris“ gegeben. Eine wahre Freude war es, zu sehen, mit welchem Enthusiasmus das gefüllte Haus die Composition hinnahm, in welcher wahre Genialität mit den einfachsten Mitteln die erhabensten Schönheiten schuf, die ergreifendsten Wirkungen erzielte. Freilich, mit einem solchen Orchester und einem solchen Chor, mit einem Beck als Orest und einer Mallinger als Iphigene fällt es nicht schwer, auch dem modernen Geschmack begreiflich zu machen, welche köstlichen Schatz wir in den Schöpfungen des alten Gluck besitzen.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort pro domo! Die Redaktion dieser Blätter hatte bei den Directionen der königl. Theater um freies Entree für ihren Correspondenten nachgesucht, wie dies den Referenten der Berliner Zeitungen gewährt ist. Ich bemerke dabei sofort, daß ich die hier bestehende Einrichtung des Freibillets, insolge deren den Redactionen meistens je zwei Billets zugestellt werden, die sie Jahr aus Jahr ein benutzen, keineswegs billigen möchte. Man sollte ihnen das Vorrecht höchstens für erstmalige Vorstellungen oder bei neuer Rollenbesetzung zugestehen; auch dann aber schiene es mir genügend und für die Unabhängigkeit der Kritik am zuträglichsten, wenn das Privilegium der Presse auf das bloße Recht, reservirte, aber bezahlte Billets zu beanspruchen, reducirt würde.

Einstweilen aber besteht diese Einrichtung noch nicht. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, ist, besonders bei außergewöhnlichen Vorstellungen, für einen nicht mit dem Freibillet Begnadeten die Erwirkung einer Eintrittskarte mit den größten, oft unübersteiglichen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten verknüpft. Aus diesem Grunde wurde das erwähnte Gesuch gestellt. Der Generalintendant der königl. Schauspiele, Herr von Hülsen, hat dasselbe abschläglich beschieden. Hätte er nur die Unmöglichkeit geltend gemacht, bei der „äußersten Beschränktheit der Theateräumlichkeiten“ eine Vermehrung der für die Presse disponiblen Freibillets eintreten zu lassen, so würden wir über die ganze Angelegenheit geschwiegen haben. Aber er erklärt auch, daß „für die öffentliche Besprechung der Vorstellungen der königlichen Bühnen in täglich erscheinenden Zeitungen in ausreichendem Maße gesorgt ist, auch eine Beurtheilung dieser Vorstellungen in einer Wochenschrift dem Interesse des königlichen Instituts wohl nur in geringerem Grade entgegenzukommen vermöchte.“ Diese Auffassung der Aufgabe der Theaterkritik im Munde des Leiters der königlichen Bühnen zu Berlin, Hannover, Cassel und Wiesbaden ist zu bezeichnend, als daß wir sie dem Leser vorenthalten sollten. Von dem Unternehmer eines Privattheaters würden wir die Speculation auf das „Entgegenkommen“ der Presse gegen die „Interessen“ des betr. Instituts verstehen, von

dem Generalintendanten einer Reihe von Theatern, welche die königliche Unterstützung genießen, damit sie, ungestört durch die Rücksicht auf Gewinn, allein der Pflege der Kunst gewidmet seien und dadurch der Nation zu heilbringenden Bildungsstätten würden, ist sie uns unbegreiflich. Wir dächten doch, nicht nur die Bewohner Berlins, sondern die kunstliebenden Kreise des ganzen deutschen Volkes hätten einiges Interesse daran, zu erfahren, in welcher Weise auf den ersten Bühnen des Reichs den Musen gedient wird. Diesem allgemeinen Interesse der Nation, nicht dem specifischen Interesse der Herrn von Hülsen unterstellten Institute, zu dienen, ist die Pflicht der Kritik, und wir denken dieser Pflicht zu genügen, auch ohne das Freibillet.

Als besonders theatrales Ereigniß sind noch die am 1. Januar begonnenen Vorstellungen der von M. Luguet geleiteten französischen Gesellschaft zu erwähnen. So ziemlich die gesammte Berliner Presse beliebte, die Bedürfnisfrage derartiger Vorstellungen zu erörtern, verneinte dieselbe und erging sich dabei in gelinder teutonischer Entrüstung. Wozu das? Ein Bedürfniß sind sie allerdings nicht, am allerwenigsten ein civilisatorisches; sie sind uns einfach ein Luxusgegenstand, wie andere Pariser Artikel. Und wenn, wie Manche besorgen, die Franzosen sich dennoch einbilden, daß ihre Komödien uns das unentbehrliche Lebensbrod seien, was geht das uns an? Wir haben doch wahrlich nicht gegen unsere Nachbarn die Pflichten des Irrenarztes zu üben. Und will man uns etwa aus bloßer Deutschhümelei anrathen, auf die Pariser Artikel zu verzichten? Wenn die Franzosen aus nationalem Chauvinismus von der internationalen Arbeitstheilung nichts mehr wissen wollen, sollen wir ihnen etwa diese Thorheit nachahmen. Nein, als Sieger haben wir doch das Recht, verständiger zu sein. Die Franzosen sind nun einmal geborene Komödianten und wir Deutsche sind's nicht. Warum also sollten wir uns nicht ein französisches Theater erlauben? — Dies über die Prinzipienfrage; über die Leistungen der Gesellschaft Luguet ein ander Mal.

x. x.

Kleine Besprechungen.

Zur Textkritik von Goethe's Werken. *)

Wenn man auch im Allgemeinen weiß, was seit dem Fall der Privilegien auf die Ausgaben unserer Klassiker in wissenschaftlicher Beziehung geleistet worden ist und sich dies nach allen Richtungen hin in den Hempel'schen Ausgaben documentirt, so tritt dieses, was die Text-Kritik anlangt, einem größern Leserkreise nicht in so scharfes Licht, als wenn, wie es

*) Berlin, 1873, Gustav Hempel.